

ELISABETH KLUDAS

Eine Familiengeschichte

Irene Langemann: Das Gedächtnis der Töchter. Roman, Berlin 2023 (Friedenauer Presse), 478 Seiten, ISBN 978-3-7518-8000-8.

Zwischen den schmalen Buchdeckeln entfaltet sich auf 477 Seiten die Geschichte der russlanddeutschen 11jährigen Vera Bergen und zugleich die Geschichte ihrer mennonitischen Familie von 1805 bis in die Gegenwart. Das Cover zeigt eine Landkarte des westpreußischen Siedlungsgebiets der Mennoniten, wohin sie im 16. Jahrhundert aus den Niederlanden eingewandert waren. Vor der Karte ist eine Frau zu sehen, die mit erhobenen Armen davonläuft. Auf ihrem Rücken klammert sich ein Kind fest. Damit ist das Thema der Autorin umrissen: Ihr Anliegen ist es, das tief in den Familien verwurzelte kollektive Trauma der russlanddeutschen Mennoniten und der gesamten russlanddeutschen Bevölkerung ins Bewusstsein zu holen und es nicht dem Verschweigen und Missverstehen zu überlassen. Es geht um die Fähigkeiten dieser Menschen, Katastrophen zu überleben, und um Wege in eine hoffnungsvolle Zukunft. Zur Orientierung finden sich auf den Innenseiten des Buches der Stammbaum der Familie über sieben Generationen und eine kyrilisch beschriftete Karte der Sowjetunion.

Der historische Roman ist autobiografisch geprägt. Irene Langemann wurde 1959 in Issikul, einer Kleinstadt in Westsibirien, geboren und wuchs dort zweisprachig in einer deutschen Familie auf. Sie ging mit 17 nach Moskau, studierte dort Schauspielkunst und Germanistik an der Theaterschule und arbeitete als Autorin, Schauspielerin und Moderatorin. 1990 wanderte sie mit ihrer Familie nach Deutschland aus. Seither lebt sie in Köln. Ihre Dokumentarfilme erhielten internationale Preise.

Die Ich-Erzählerin Vera Bergen besucht Anfang der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts die Schule in der westsibirischen Kleinstadt Belsk nahe Omsk. Auf dem Weg nach Hause schreien der Elfjährigen ihre russische Schulfreundin und ihr russischer Banknachbar plötzlich das Wort „Faschistin“ hinterher und bewerfen sie mit eisigen Schneebällen, die Verletzungen am Auge und eine schwere Erkrankung nach sich ziehen. Vera begreift, dass es sich um ein rassistisches Schimpfwort für Russlanddeutsche handelt, das sie demütigen, verstören und quälen soll. Bis dahin war es selbstverständlich, in der Schule Russisch zu sprechen und

zu Hause Plautdietsch mit der Mutter und Hochdeutsch mit dem Vater, einem Germanistik-Lehrer am Seminar. Vera versucht nun, die Einwanderungs- und Deportationsgeschichte ihrer Familie und die Verwicklungen mit der Geschichte Russlands nachzuvollziehen. Dazu hilft ihr „das Gedächtnis der Töchter“, das ihre Mutter, eine geachtete Kinderärztin am Krankenhaus, ihr im Lauf der folgenden Jahre anvertraut.

Im 16. Jahrhundert wurden die strenggläubigen Ahnen, die aus Friesland nach Holland gekommen waren, aus Holland vertrieben, weil sie sich unter dem Einfluss von Menno Simons zu Nächstenliebe und Gewaltlosigkeit bekannten. Ein polnischer König lud sie ins Weichseldelta ein, damit sie die verödeten Landschaften entwässerten und fruchtbar machten. Sie genossen über 200 Jahre das Privileg der Religionsfreiheit und Gewaltlosigkeit, bis Preußen die Herrschaft übernahm und den Wehrdienst erzwingen wollte. 1803 fasste die Ältestenkonferenz der preußischen Mennoniten den Beschluss, die Auswanderung nach Russland zu unterstützen, wo es im Gebiet der heutigen Ukraine bereits Kolonisten gab, die der Einladung von Katharina der Großen von Russland gefolgt waren. Die Familie von Abraham Klassen zieht mit bis zum Fluss Molotschna. Seine Schwiegertochter Katharina Reimer beginnt, ihre Geschichte an ihre Tochter weiterzugeben. Von Generation zu Generation bewahren die Töchter die hellen wie die dunkelsten Erfahrungen. In Rückblenden und Reflexionen sind sie eingefügt.

Vera helfen sie, sich zurechtzufinden in den familiären Spannungen, den deutschfeindlichen Stimmungen in der Sowjetunion, den Verleumdungen und Denunziationen. Sie muss den Tod des Vaters verarbeiten, erfährt aber auch Unterstützung durch befreundete russische und russlanddeutsche Familien. Ein Höhepunkt im eintönigen Leben in Belsk ist eine Urlaubsreise der Familie nach Moldawien ans Schwarze Meer. Vera saugt alle Eindrücke in sich auf, ihr Gehirn reflektiert unablässig alles, was sie mit feiner Beobachtungsgabe wahrnimmt. Sie geht ihren Bega- bungen nach, besonders der Musik, und beschließt, Belsk zu verlassen, wenn sie die Schule abgeschlossen hat.

Der Erzählstil ist knapp und präzise. Vera setzt sich mit ihren Gefühlen auseinander. Die unausgesprochenen Gefühle der vorausgehenden Generationen sind indirekt in den Verhaltensbeschreibungen spürbar. Die Personen sind mit ihren Liebenswürdigkeiten und Schwierigkeiten einfühlsam und lebensnah beschrieben. Berührend sind die kurzen Gebete der Frauen, die in den größten Nöten immer wieder Trost und Zuversicht spenden. Besonders das Porträt von Veras Mutter Elisabeth

Isaak (1922–2015), die die dunklen Jahre der Sowjetdiktatur und die Zwangsarbeit in der Arbeitsarmee während des 2. Weltkrieges überlebte, berührt durch Auszüge aus deren Tagebuch. Doch zeichnet das Buch keine Idealbilder von perfekten Menschen und Familien. Aber es vermittelt eine Ahnung von den Eigenschaften, die diese Familie überleben ließen.

Es gelingt der Autorin, die Leserinnen und Leser hineinzuziehen in das Schicksal von Vera Bergen und ihrer Familie. Die Deportation nach Kasachstan und die schwersten Jahre in der Trudarmija, der Arbeitsarmee im 2. Weltkrieg, wären fast unerträglich zu lesen, wenn nicht die sachliche, disziplinierte Sprache ermöglichte, Distanz einzunehmen, und wenn nicht die Beziehungen zwischen den Menschen so viel Liebe spüren ließen. Ein empfehlenswertes Buch, nicht nur für Mennoniten, das hilft, auch in schweren Zeiten Zuversicht zu finden.

Am Ende fragt sich Vera (Seite 473): „Sind die Grenzen eines Menschen durch die Geburt vorgegeben? Ich bin die Tochter von Anna Harder und Hermann Bergen. Selbst wenn es mir gelingen sollte, Belsk zu verlassen und am anderen Ende der Welt anzukommen, wird meine Abstammung ein Teil von mir bleiben, (...). Ich schließe Frieden mit meiner Herkunft. Doch viele Fragen bleiben unbeantwortet. Wenn von Generation zu Generation Hunger und Elend das Leben beherrschen, hinterlässt das Spuren bei den Nachkommen? Wenn Menschen in Unfreiheit leben und aus Angst vor Denunziation hinter verriegelten Fensterläden zu Gott beten oder verbotenen Radiosendern lauschen, Gefängnis und Karzer-Haft erdulden müssen, hinterlässt das Spuren im Gedächtnis der nachfolgenden Generationen? Entstehen so Demut und Unsicherheit? Oder das Gegenteil – Würde und Lebensmut?“

Ich denke, beides ist möglich. Wenn ich Irene Langemann im Internet in Aufzeichnungen begegne und ihr Lebenswerk betrachte, finde ich bei ihr viel Würde und Lebensmut.

Dr. Elisabeth Kludas, Jahrgang 1948, sammelt seit 2000 Daten mennonitischer Familien überwiegend Schweizer Abstammung. Zusammen mit Astrid von Schlachta und Renate Guth organisiert sie seit 2021 einmal monatlich die Zoom-Abende des Mennonitischen Geschichtsvereins zur mennonitischen Familienforschung. Ihr beruflicher Hintergrund sind 25 Jahre Tätigkeit in Leitungsfunktionen der Behindertenhilfe und Psychiatrie als Ärztin für Neurologie, Psychiatrie und Psychotherapie.